

Die Waife.

Roman von Emil Felsch.

Seit ein paar Wochen begegneten sie sich fast täglich im Flur oder auf den Treppen des großen Zinshauses, gerade als ob Eins von den Ausgängen des Andern gewußt hätte. Sie grüßten sich und dann sprachen sie auch miteinander, aber nie mehr als ein paar gleichgültige Worte. Vom Wetter, von einer Tagesneuigkeit oder auch, wie es der Frau Banjel gehe. Dann — eines Morgens — als sie wieder recht bleich und mit blauen Ringen unter den Augen vom vierten Stock herabkam — da sagte er Muth und sagte ihr, sie sollte sich doch nicht gar zu sehr ankrennen. Die Leute im Hause sprachen auch ja längs darüber, daß es zu viel sei für ein junges Mädchen, Tag und Nacht eine kranke Frau zu pflegen, den Haushalt zu betreiben und daneben noch mit der Nadel zu verdienen. Sie dürfen das nicht länger so fortführen, Fräulein, schloß er mit merkwürdiger Wärme, nein — Sie dürfen es nicht — sonst richten Sie sich zu Grunde.

Sie schüttelte darauf nur lächelnd den Kopf und wollte an ihm vorüber. Er aber sagte sie an der Hand und hielt sie fest, und nun haben sie sich ein paar Sekunden lang in die Augen. Dann, während das Blut in ihren Wangen wieder zurückwich, sagte sie leise: „Es geht ja nicht anders, Herr Gebhardt. Wer sollte für die Mutter sorgen, wenn ich's nicht thue? Frau Banjel hat mich aufgezogen sein meinem zweiten Jahre — Niemand hat ihr's gelohnt — kann es denn anders sein, als daß ich ihr's jetzt vergelte? Ich bin auch gar nicht so schwach, als ich aussehe — und dann ist viel Arbeit immer etwas Gutes — das verleiht nur die trüben Gedanken.“

„Also doch trübe Gedanken?“ unterbrach er sie. „O — so mein' ich's nicht,“ erwiderte sie rasch. „Es geht uns nichts an, und die Mutter ist so gut — nur an meine Eltern muß ich oft denken — es ist doch traurig, nichts von ihnen zu wissen — nichts.“

Ihre sanften blauen Augen starrten nachdenklich in die Ferne — da kamen Schritte die Treppe herab und nun sagte sie rasch ihren Koflenermeister und bückte mit einem schüchternen Gruß an ihm vorüber. Er blies stehen und sah der feinen Gestalt nach, bis sie verschwunden war, und dann seufzte er und folgte ihr langsam.

An demselben Tage erhielt er eine Depesche, die ihn nach Frankfurt betraf. Er hatte dort eine Stelle in einem Bauamt erhalten, die er aber sofort antreten mußte. Mit feuchten Augen las er die kurzen Zeilen wieder und wieder und dabei jubelte sein Herz. Dann packte er seinen Koffer, trieb allerlei Unfluth, verschüttete die Tinte über seinen Hemdtrager, sang dazwischen alte Studentenlieder, er lachte, weinte, faltete die Hände mit einem Bild nach oben, und endlich verließ er sein Stübchen, ging zwei Treppen hinauf und klopfte leise, schüchtern an die Thür der Frau Banjel.

Das blonde Mädchen öffnete, als sie aber ihn erblidete, schrie sie heftig zurück. „Nur ein Wort, Fräulein Erni,“ flammelte er, „ein einziges Wort — zum Abschied.“

Da trat sie aus der kleinen Kütte heraus auf den Vorplatz und reichte ihm die Hand. „Sie reifen doch fort, Herr Gebhardt?“

„Ja — heute noch — mit dem nächsten Zug. Ich habe eine Stelle erhalten — in Frankfurt — ich bin versorgt.“

„Ich wünsche Ihnen viel Glück — leben Sie wohl!“

„Aber ich komme wieder — Fräulein Erni —“

„Wird's?“

Im nächsten Augenblick hatte er sie umfassen und ihre Lippen geküßt. Wutroth, zitternd lag sie an seiner Brust, dann riß sie sich los und eilte in die Kütte zurück — die Thür so rasch verschließend, als würde sie von einem Räuber verfolgt.

eben so viele Freude in ihm als Mitleid. Endlich blieb er stehen und fing von Neuem zu lesen an. Jetzt aber las er weiter und weiter — und plötzlich erblidete er. Das Blatt in seiner Hand zitterte, die Buchstaben verwirrten sich vor seinen Augen. Er sah den Brief mit beiden Händen — las nochmals und nochmals — aber er hatte sich nicht getraut und nichts widerstanden — die Worte, die er zuerst gelesen, fanden wirklich auf dem Papier. Und nun fand er auf einem Stuhl, seufzte tief auf und starrte hinaus in den schönen Sommertag, ohne etwas anderes zu sehen, als die fröhliche Gestalt seiner erregten Phantasie.

Sie hatte seine Werbung mit einem entsetzten „Nein“ beantwortet. Und doch fügte sie noch die Bitte, Alles zu vergessen, ihr nicht mehr zu schreiben und seinen weiteren Annäherungsversuch zu machen. „Unsere Bekanntschaft war so oberflächlich,“ fuhr sie fort, „daß Ihnen das kaum schwer fallen wird. In ein paar Monaten haben Sie ein hübsches armliches Geschäft wie ich es bin, gewiß vergessen. Ich bin keine Schönheit, bin nicht geildet, bin nur eine arme Näherin — Sie werden leicht hundert Mädchen finden, die Ihnen mehr bieten als ich — und Ihnen gern die Hand reichen. Also überwinden Sie nur ein paar Wochen und dann werden Sie sehen, wie gut es geht ohne mich. Und wenn Sie sich doch mit mir näherten — in mich dringen wollten — Sie würden mir entsetzlich wehe thun. Ich werde nie heirathen — nie, Herr Gebhardt — weder Sie noch einen Andern! Die Verhältnisse, die ich bei dem Tod meiner armen Ziehmutter erfahren habe, zwingen mich dazu — ich werde aber nie jemandem ein Wort davon sagen — begnügen Sie sich also mit dieser Erklärung und versuchen Sie nicht, mich zu quälen. Einen Erfolg würde der Versuch ohnehin nicht haben.“

Es las diese Stelle nach einer Weile wieder — schüttelte den Kopf, starrte minutenlang vor sich hin — und dann sprang er auf und schritt durch's Zimmer und wieder zurück. „Was kann es sein?“ sagte er endlich, am Fenster stehend, „was kann es sein? Eine Thorheit — ein Hirn-Gespinnst! Und wenn auch mehr — wenn auch das Schlimmste... Sie wird eben erfahren haben, daß ihre Mutter, ihre wirkliche Mutter... Nun ja, ich kann ihre Empfindungen begreifen, auch ihren Entschluß, — daß sie eine feinfühligke Natur ist, hab ich ja gleich gemerkt. Aber sollte es kein Mittel geben, sie zu bezwingen? Denn im Grunde genommen, ist doch auch das nicht mehr als eine Thorheit, Hirn-Gespinnst! Wenn ihre Mutter lebte — nun ja. Aber ihre Eltern sind todt. Was kümmern sie mich! Ich werde es mit allen Schattens schon aufnehmen, seitdem ich eine Stelle habe, nehme ich's überhaubt mit irgend Einem auf. Du wirst mein, Erni, Du wirst tropf Alles mein!“

Dann setzte er seine Wanderung durch das Zimmer fort und das liebe Bild hing vor seinen Augen auf, als dürfte er es nur umfassen.

„Wie thöricht, kleines Mädchen, daß Du dich so überabsteht! Keine Schönheit, nicht geildet, nur eine arme Näherin! Kann ein Weib ihrem Manne größeren Reichtum mitbringen als diese Hingebung, diese Opferfreudigkeit... all das, was Du dem alten Weibchen schon ohne Liebe geschenkt hast! Und hast Du nicht oft genug die höchste Bildung verathen — jene Bildung, die sich kaum erlernen läßt — die Du von der Mutter hast, oder wohl kaum vom Vater? Du kannst nicht Französisch und nicht Klavier spielen — freilich — na, ich danke dafür. Erni — Erni — und schon willst Du auch nicht sein? Warum dann diese Selbstucht, Dein blaues Gesicht zu täuschen — warum habe ich gerade Dich so lieb? Du mußt mein sein und Du wirst mein sein tropf Alles!“

„Oder könnte es irgend etwas geben, was einen Mann zurückweihen läßt von einem Mädchen, das er liebt, wie ich Dich liebe...?“

Er lachte auf, streifte die Arme aus, als könnte er die Geliebte wirklich an seine Brust schließen — rief wieder ihren Namen und endlich sagte er Hut und Stock und ging mit dem besten Gesicht der Welt, in der Stimmung eines von jahem Glück Ueberraschten zu dem Hause hinaus.

Und dann that er etwas, was er in seinem ganzen Leben noch nicht gethan hatte — er kaufte sich eine Flasche Wein, eine ganze Flasche Rheinwein — und während er sie leerte, entwarf er seine Pläne. Erni sollte ganz aus dem Spiele bleiben, aber der Notar, der die Verlassenschaft geordnet hatte, mußte die bösen „Verhältnisse“ kennen, nur von ihm oder einer der sonst beteiligten Gerichtspersonen konnte das Mädchen Einblick in der Vergangenheit erhalten haben. Ein solcher Mann ist nun freilich in der Regel verschwiegen — aber die Sache würde sich schon machen lassen. Wenn man etwas geheimnißvoll auftrat, sich für einen Verwandten der Mutter oder des Vaters ausgab, für einen „Wissenden“, konnte man mit einiger Klugheit dem Mann des Geheges schon so viel entlocken, um damit ganz klug zu werden. „Auf den Kopf gefallen bin ich ja nicht,“ fuhr er in seinen Phantasien fort, „und wenn ich nur erst klar sehe, wenn

ich alles weiß, dann wird auch Erni bald bezwungen sein. Und dann wird hochzeit gemacht — in ein paar Wochen schon hab' ich wohl auch eine so nette Frau wie mein Kollege Zurl — nein, mein, eine tausendmal nettere — ach Erni, ich seh' Dich ja wohl schon mit frischen, gesunden Wangen, ohne die blauen Ringe unter den Augen, immer lächelnd — und dasselbe Kleid wie die Frau Zurl mußt Du haben — tiefroth — und dazu ein ganz kleines Hütlein von demselben Stoff — vorn mit drei hohen rothen Federn — na ja, wozu wären wir denn Ingenieure — Assistenten zweiter Klasse!“

Da kam er wieder auf seine Pläne zurück, überlegte hin und her und endlich war sein Entschluß gefaßt. Er hatte gar nicht nötig, Urlaub zu nehmen — wenn er am Samstag einen der Abendzüge benutzte, kam er in der Nacht in seiner Heimath an und dann hatte er den ganzen Sonntag vor sich. „Den Vormittag für den Notar — den Nachmittag für Erni.“

Und jetzt — er hatte die Wirthschaft inzwischen verlassen und schlenderte in den mond hellen, von sommerlichem Blumenduft erfüllten „Promenaden“ dahin — jetzt dachte er nur mehr an den Nachmittag für Erni.

Am nächsten Sonntag führte er seinen Plan aus und er gelang — bis auf den Nachmittag für Erni. Als er das Haus des Notars verließ, war all seine Heiterkeit geschwunden, und in der schmerzlichen Seelenstimmung lehrte er zurück nach dem Bahnhof. Er begriff jetzt ganz, er wußte, daß seine Thorheit, kein Hirn-Gespinnst sich seinen Wünschen entgegenzustellen hatte, er empfand ihr Weh so lebhaft, als sie es nur selbst empfinden konnte, und er sah kein Licht, das in dieses Dunkel zu leuchten vermochte. Die einzige Hoffnung, die ihm noch blieb, war die Zukunft. Vielleicht, daß im Laufe der Jahre sich ihr Gemüth von diesem Schlag wieder erholte und das dann seine Treue sie würde, daß sie allmählich wieder Muth und Vertrauen faßte.

Auf dem Bahnhof angelangt, ließ er jedoch den nächsten Zug vorbeifahren, ohne einzusteigen. Wenn er auch hier nichts zu thun hatte — in Frankfurt war es nicht besser als hier. Er hatte ein Gefühl, als löunte er sich nicht losreißen von dieser Erde, als dürfte er nicht fort, als müßte er wenigstens in der Stadt bleiben, in der Erni wohnte. Und dann kamen auch allerlei tolle Gedanken, die er aber bald wieder verworfen. Mit einem brutalen Ueberfall war nichts erzielt — die glühende Verehrtheit konnte hier nicht helfen. Auch wußte das Mitleid immer mächtiger in ihm empor und er dachte endlich nicht mehr dran, das geliebte Mädchen in seine Arme zu schließen, all das heisse Wünschen in seiner Seele hatte nur ein Ziel — sie von diesem entsetzlichen Schaden zu befreien, die fürchterbare Last von ihrem Gemüth zu nehmen, ihr wieder die Lebenslust, den Glauben an das Glück zu geben. Und trotzdem that es ihm wohl, wenigstens zu sein, die Luft mit ihr zu theilen, und der Schienenweg, der vor ihm im heißen Sonnenlicht glänzte, berührte ihn plötzlich schmerzlich. Er sprang auf und schritt den Perron hinab, entschlossen, den Bahnhof zu verlassen und sich in den neuen Anlagen ein einfaches Plätzchen zum Weitergähnen zu suchen. Als er aber an dem Gedächtnis vorüberkam, rief ihn der Portier an und fragte, ob er den Zug verläßt habe.

„Ja, ja,“ flammelte er, stillhaltend und den Mann mit einem Blick betrachtend, wie man ihn in solch tiefer Erregung oft für das gleichgültigste Wesen hat — als könnte von diesem die Rettung kommen.

„In zehn Minuten fährt der Schnellzug durch,“ entgegnete der Portier, „da wird es besser sein. Sie gehen nicht fort. Aufenthalt giebt's nur eine knappe Minute. Sie fahren doch nach Frankfurt — nicht wahr?“

„Nach Frankfurt — allerdings — nach Frankfurt —“

Und während er das sagte, fuhr es ihm durch den Sinn, daß ja auch das Drama der Jugend Erni's sich in Frankfurt abge spielt hatte. Er kannte nur die Katastrophe der Tragödie, aber wenn er sich über die Einzelheiten besser unterrichtete, wenn er die Vorgeschichte und alle einschlägigen Verhältnisse durchforstete — vielleicht fand sich dann ein Lichtstrahl, der zur Veröhnung führte —

„Nach Frankfurt — nach Frankfurt —“ flammelte er, und dabei machte er eine Bewegung, als wollte er dem Portier die Hand etwas drücken. Dann begann er sich, griff in die Tasche und gab dem Mann ein Trinkgeld, das diesen über die geistige Bekanntschaft des seltsamen Reisenden wieder beruhigte.

„Nach Frankfurt — das ist das Beste.“

„Sind Sie allein, Frau Weber?“

„Nur einen Augenblick — bitte.“

„Ich will mir nicht durch List Eintritt verschaffen,“ sagte er, „ich bin hier zu erlernen.“

„Erni schwieg — man hörte ihr erregtes Athmen durch die Thür.“

„Erni!“ rief er nach einer kleinen Weile.

„Herr Gebhardt,“ antwortete sie jetzt, „gehen Sie fort. Ich kann Sie nicht sprechen — ich will sie nicht sprechen. Ich kann Ihnen nicht mehr sagen als in meinem Brief stand, — gehen Sie, und quälen Sie mich nicht.“

„Nun dann — was ich Ihnen sagen will, kann ich Ihnen auch durch die Thür sagen — nein, nein, Sie sollen's lesen, Erni, lesen.“

Er öffnete seinen Kof und zog ein Zeitungsblatt aus der Brusttasche. Dann bückte er sich und schob das Blatt durch den Spalt zwischen die Thür und Fußboden.

„Es ist eine Zeitung, Erni,“ sagte er, „eine alte Zeitung, gerade achtzehn Jahre alt. Bitte nehmen Sie — Sie werden leicht finden, was Sie angeht — und dann — bitte — lesen Sie aufmerksam — Wort für Wort — und wenn's Ihnen auch schwer fällt — wenn's auch traurig ist — Sie erlauben sich doch das Leben wieder. Sie müssen lesen, Erni, — es ist eine Zeitung, die vor achtzehn Jahren geschrieben wurde, — in Frankfurt — der Stadt, in der Ihre Eltern starben — vor achtzehn Jahren.“

Ein leiser Schritt kam näher — das Zeitungsblatt wurde durch den Spalt gezogen. Dann ein Ruckeln — und plötzlich hörte man heftiges Weinen — dem Mann vor der Thür stießen die Thränen aus den Augen herab in den Bart.

„Kommen Sie einweilen zu mir herein,“ sagte die Frau. Er lebte ab und nun brachte sie ihm einen Stuhl.

„Danke — und bitte — lassen Sie mich jetzt allein.“

Sie ging und Gebhardt lehnte sich schmerzlich erregt an die Thür. Er lauflachte auf jeden Athemzug da drinnen und es war ihm, als ob er durch das Holz hindurch das liebe Gesicht sähe, blaß und elend, ein Spiegel der von dem grauen Gespenst zermarterten Seele.

Vor achtzehn Jahren hatte der Vater Erni's in einem Verzeihungsansatz seinem „Familienglied“ ein Ende gemacht. Eines Morgens fand man Eltern und Kinder begraben in der kleinen Wohnung. Nur der Vater und die zweijährige Erni wurden gerettet, der Mörder freilich nur, um vor Gericht gestellt zu werden. Die Verhandlung fand statt, aber während man zuerst nur mit Grausen auf den Unseligen sah, empfand zuletzt Alles das tiefste Mitleid. Die Mutter Erni's war eine jener lieblosen, hartberzigen Frauen gewesen, die nicht des geringsten Opfers fähig sind und durch ihre ewige Verdrossenheit, ihre Zornsucht, ihre unaussprechlich wiederholten Vorwürfe und Klagen ihre Männer in die Flucht treiben, oder wenn diese zu gut dazu sind, in die Verewöhnung, in den Wahnsinn. Die Zeugenaussagen enthielten ein erschütterndes Bild des Unglücks, das der Charakter einer solchen Frau schaffen muß, und der Angeklagte, der fast nichts zu seiner Vertheidigung gesagt hatte, brach endlich schluchzend mit den Worten zusammen: „Ja, ja — so ist es — die Frau, das ist der Sonnenstein, der auch die bitterste Noth noch vergoldet — und eine Frau ohne Herz vernichtet das blühendste Leben, das es Nacht werden muß, Wahnsinn, Verzeihung.“ Das Gericht verurtheilte den Unglücklichen zu der mildesten Strafe, welche das Gesetz zuläßt, aber er erlag schon wenige Tage nach der Verhandlung den Folgen der Seelenqualen.

Gebhardt dachte das Alles wieder, während er mit heißen Augen und fieberisch pochendem Herzen an der Thür lehnte — er las im Geist mit Erni den Zeitungsbericht, er weinte mit ihr und er sagte sich, daß sie jetzt dasselbe empfinden mußte, was er empfand. Und plötzlich vernahm er auch wieder ihren Schritt, der Regel wurde zurückgehoben, die Thür geöffnet — und jetzt stand sie vor ihm, am ganzen Körper bebend, mit tief in den Höhlen liegenden Augen, ein Bild des Jammers.

„Sie reichte ihm schweigend die Hand, die falt war, wie Eis und er zog sie sanft an seine Lippen.“

„Erni,“ flammelte er, „Du hast Alles gelesen — auch die Worte Deines Vaters. Glaubst Du, daß es für ein Herz wie das Deine je eine so unglückliche Ehe geben kann? Und wenn Dein Mann auch mehr Laster als Tugenden hätte, und die Noth und die Sorge lämpen — was ich bisher nur dunkel empfunden habe, das weiß ich jetzt: die rechte Frau — das ist der Sonnenstein über Allem — ein Herz, das nur der rechten Liebe fähig ist, muß glücklich sein und glücklich machen. Oder hab' ich unrecht, Erni?“

Da hob sie die Hände bittend zu ihm auf und er zog sie an seine Brust.

„Diel verlangt.“

Dorfschullehrer: „Kinder! Wenn der Wagen des Fürken in die Straße einbieht, dann hellet Euch nebedeneinander herzengerade auf und enthaupet Euch.“

Das Heirathsgeld.

Von dem Italiener von A. R.

Im Interatenthail einer großen Zeitung las man eines Tages unter der Spizmarke: „Reiche Heirath“ folgende verlockende Anzeige:

Als Vormund wünsche ich für mein Mündel, junge Waife von 20 Jahren, anmuthig, fein gebildet, im Besitze von 10 Millionen, Heirath mit einem distinguisheden Herrn von 25—45 Jahren. Vermögen nicht beansprucht. Anfragen unter W. 30 in der Expedition. Unterhändler verboten.

Es ist wohl unnöthig, zu sagen, daß es andern Tags in der Zeitungsexpeditio einen Regen von Briefen gab mit der Chiffre W. 30. Im Nu war ein halbes Tausend beisammen.

Wenige Tage später empfing der Graf Gaffello, einer jener fünfshundert Aspiranten die Hand der jungen Waife, nachstehendes Antwortschreiben: Herr Graf!

Die Mittheilungen, welche Sie mir über Ihre gesellschaftliche Stellung, über Ihre Geschmacksrichtungen u. s. w. zu machen die Güte gehabt haben, befriedigen mich durchaus. Was mein Mündel anbelangt, muß ich Ihnen sagen, daß sie, reich genug, sich diesen Luxus zu gestatten, nur eine Neigung's Heirath zu schließen wünscht. Somit bleibt abzuwarten, ob Sie ihr gefallen, doch verhehle ich Ihnen nicht, daß Ihre Photographie keinen unvortheilhaften Eindruck auf sie gemacht — im Gegentheil! Dies bestimmt mich, Ihnen eine Zusammenkunft mit ihr vorzuschlagen. Möchten Sie sich Mittwoch, den 15. d. M., im Theater einfinden; wir, mein Mündel und ich, sitzen in der Loge No. 13 und werden uns freuen, Sie in der Pause zwischen dem ersten und zweiten Akt dort zu empfangen. Genehmigen Sie u. s. w.

W. 30. Das lesen und in's Theater eilen, war für den Grafen eins. Athemlos am Kassenhalter anlangend, forbert er ein Billet: „Barlet, erste Reihe!“

„Zu heute Abend?“

„Nein, zum Fünftzehnten!“

„Da giebt's keins mehr!“

„Wie?“

„Für den Abend ist völlig ausverkauft!“

„Welch ein Mißgeschick! Der Graf beharrt auf seiner Forderung — vergebens. Ausverkauft das ganze Haus bis zum letzten Platz!“

„Klirrend fällt das Fenster zu. Graf Gaffello geht bestürzt von dannen; — da, an der Pforte nähert sich ihm ein Individuum — der Hut sitzt ihm tief auf dem Kopfe, er sieht nicht sonderlich vertrauensverwendend aus: „Wünschen Sie ein Theaterbillet, Herr?“

„Geht zum Henter!“

„Ein Billet zur Vorstellung am Fünftzehnten?“

„Was?“

Das Individuum wendet sich der gegenüberliegenden Weinstube zu, während ein mehlistophelisches Lächeln über seine Lippen gleitet, in den Augen des Grafen aber leuchtet ein Strahl der Hoffnung auf, und er folgt ihm in das Zimmer hinter der Schenke.

„Ein schöner Platz, Herr, nummerirt's Barlet, erste Reihe!“

„Was verlangt Ihr dafür?“

„Hundert Mark!“

„Das ist unverschämmt!“

„Nicht mehr, nicht weniger,“ erklärt fall lächelnd der Unbekannte; und wenn auch mit saurer Miene bejaht der Graf, bedenkend, daß er das Zusammenreffen mit diesem Gauner ja immerhin als ein Glück betrachten müßte. Der Abend jenes Fünftzehnten leucht unübersehbar in den Annalen des Schauspielhauses.

rubig, „das ist wegen der Loge Nummer dreizehn.“

„Aber die Loge ist ja leer,“ meinte Angiolina erkaunt.

„Gerade deshalb!“

Und der schlaue Bonvivant, vergnügt mit den Augen winkelnd, entbüllte das Geheimniß:

„Dah Ihr's nur wißt, die Loge Nummer dreizehn ist eine kleine Falle, lustreich von mir aufgestellt, um ein volles Haus zu bekommen.“

Der Brief an den Grafen Gaffello war nur ein Circular gewesen.

Wieder ein Wunderkind.

Zu dem Kongresse der Physologen, der kürzlich in Paris tagte, stellte Professor Charles Richet dem zahlreich versammelten Publikum ein Wunderkind vor, welches durch seine außerordentliche musikalische Begabung allgemeines Aufsehen erregt. Es ist dies ein kleiner Junge von vierhalb Jahren von eher zarter als kräftiger Konstitution. Seine Erscheinung wie seine Intelligenz sind ganz die von Kindern seines Alters; in seiner Liebe zur Musik und in seinem Verstandniß dafür unterscheidet er sich von seinen Altersgenossen. Das ungewöhnliche Genie dieses kleinen offenbarte sich schon vor einem Jahre — also im Alter von dreihalb Jahren — und zwar bei Gelegenheit eines Klavier-vortrages seiner Mutter. Diese hatte eine Sonate gespielt und sich loben in ein anderes Zimmer zurückgezogen, als sie plötzlich dieselbe Sonate auf dem Klavier wiederholte, mit ungeheurer Hand und einiger Phantasie im Bass, aber in der Tonart. Als sie nachah, wer spielte, war es ihr Kind, welches den Klavierstuhl erkletterte. Das trug sich in Spanien zu. Der Kleine heißt Pepito Rodriguez Arriola und ist in Ferrol geboren. Nach der unermühten Offenbarung seiner musikalischen Anlagen ließ die Mutter ihn weiter spielen, und bald wiederholte er nicht nur Gebotes, sondern er improvisirte. Einige seiner eigenen Compositionen trug Pepito, für den man noch zwei Pariser Dreh-Bücher auf den Klavierstuhl gelegt hatte, dem Gongreß vor, außerdem auch Musikstücke und Arien, die er gehört hatte. Noten lesen kann er nicht, ebenso wenig hört er auf wohlgemeinte Rathschläge. Als Jemand wegen des Fingertages einigermassen in den jungen Künstler drang, fing er zu weilen an, tief vom Klavier weg und umarmte schluchzend seinen Hampelmann. Man mußte ihn wieder spielen lassen, was und wie er wollte, auch die Markeilasse mit zahlreichen Variationen. Sein Instrument — auf einem anderen will der Kleine nicht spielen — ist übrigens scheußlich und bringt die Kunst des kleinen Wunders nicht zur Geltung. Pepito versteht sich schon auf alle Nuancen des Pianissimo, und für das Fortissimo entwickelt er eine kaum zu schätzende Kraft. Da er die Oktave mit seinen Händchen noch nicht zu spannen vermag, so besitt er sich mit Arpeggien. Manchmal scheint das arme Kind so erschöpft zu sein, daß es weiter spielt, ohne zu wissen, was es thut, aber dann erholt es sich rasch wieder, andere Male scheint Pepito nur halb bei der Sache zu sein. Und nun freiset man darüber, ob Pepito ein Mozart oder einer der Klavier-Trommler werden wird, die nach zurückgelegtem Kindesalter aufhören, ein Wunder zu sein.

Müller-Anecdoten.

Von berühmten Müllern erzählt die Neue Musik-Zeitung in ihrer letzten Nummer eine Anzahl von Anekdoten, von denen die folgenden besonders sehr hübsch sind: Der Componist Panzeron traf einmal Cherubini in einem furchtbaren Plaggen auf der Straße; der alte Herr hatte dabei nur einen schon bedenklich durchlöcheren Regenschirm. Panzeron besaß sich, ihn aufzufordern, in seinem Wagen Platz zu nehmen, während er selbst zu Fuß nach Hause gehen wollte. Um aber nicht gänzlich durchnäßt zu werden, bat er Cherubini, ihm dazu seinen Regenschirm zu leihen; dieser aber sagte kühl: „Unmöglich, mein Demeister; denn es ist eine alte Thatsache, daß man verliesene Regenschirme niemals zurückbekommt!“ Sprach's und fuhr in Panzeron's Wagen von dannen.

Von Gluck wird erzählt, daß er ein wahrer Tyrann gewesen ist; manche Stellen ließ er zwanzig Mal wiederholen, ehe sie ihm päßten. Die Wiener Hof-Kapelle beschränkte sich darüber beim Kaiser Joseph II., der die Müllner jedoch beschwichtigte und ihn stets, wenn Gluck dirigirte, — zwei statt einen Dukaten auszahlen ließ.

Als Kubinlein in Spanien konzertirt hatte, wurde er von Jemand gefragt: „Können Sie denn Spanisch?“ „Nein!“ „Also haben Sie französisch sprechen müssen?“ „Das versteht man dort nicht überall.“ „Also womit haben Sie sich denn fortgeholfen?“ „Mit dem Piano!“ sagte Kubinlein lächelnd.

Verstörter Fernf. Examinator: „Und was wissen Sie mir über das Cherecht zu sagen, Herr Kandidat?“

Referendar (schon verheirathet): „Das habe ich bisher aus Jartgefühl noch nicht studirt. Herr Professor, um meine junge Frau nicht zu tranken.“

Examinator: „So, so. Wissen Sie, Sie hätten lieber Maurermeister werden sollen. Sie bauen stets so nette Vorwände!“

Verstörter Fernf. Examinator: „Und was wissen Sie mir über das Cherecht zu sagen, Herr Kandidat?“

Referendar (schon verheirathet): „Das habe ich bisher aus Jartgefühl noch nicht studirt. Herr Professor, um meine junge Frau nicht zu tranken.“

Examinator: „So, so. Wissen Sie, Sie hätten lieber Maurermeister werden sollen. Sie bauen stets so nette Vorwände!“

Examinator: „So, so. Wissen Sie, Sie hätten lieber Maurermeister werden sollen. Sie bauen stets so nette Vorwände!“